

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

270 (19.11.1932) Unterhaltung und Wissen

Winkerkraft und Wissen

Topp und Schlacks

Topp und Schlacks? Was mag das wohl sein! Es erinnert fast an Mag und Wörth, und löst unwillkürlich an ein paar lustige Rangen denken, die mit ihren Streichen das ganze Haus auf den Kopf stellen. Also vielleicht irgend etwas Vergnügtes, Unterhaltendes für Kinder? — Errolen! Topp und Schlacks sind aber nicht etwa die Namen zweier Kinder, wie Mag und Wörth, sondern zweier Bücher! — Was soll das nun wieder heißen? Die Sache wird ja immer rätselhafter! Sa, was stimmt schon, aber sie läßt sich schnell auf, wenn wir das reizende Kinderbuch zur Hand nehmen, das der Verlag des Deutschen Hygiene-Museums herausgegeben hat: „Topp und Schlacks, die beiden Bären.“ Text von Dr. Herbert Roth, Bilder von E. U. Mähler.

Wer also sind Topp und Schlacks? „Von vier Kindern ist die Rede: Topp und Friedrich und Grete, Schlacks der Heinrich und die Bär — liebt du jene oder diese?“ — So fragt das Buch seine kleinen und großen Leser im Vorwort. Und wenn wir nun das bunte, mit entzückenden Bildern geschmückte Buch durchlesen, dann wird uns auch klar, was das Deutsche Hygiene-Museum mit diesem Buche bezwecken will. Es möchte nämlich nicht mehr und nicht weniger sein als ein vollständiger hygienischer Ratgeber für die Erziehung von Kindern und für die Kinder selbst. Und wie tritt dieser Ratgeber auf? Keineswegs in lehrhafter, trockener Art, sondern in Form von netten, kleinen Versen, die entsprechende Bilder erläutern. Das ganze Leben der Kinder zieht in diesem originellen Buche vorüber: alles, womit Kinder sich beschäftigen, was sie gern essen, wie sie spielen, ihr Leben und Treiben in der Schule. Da wird Geburtstag gefeiert und im Garten getollt, wobei die unheimlichen Stachelbeeren dran glauben müssen. Dann liegt das Kind im Bette und muß einen schmerzhaften Tee trinken. Aber es wird auch wieder gesund und spielt dann mit seinen Kameraden auf der Straße und im Freien. Das Ausgehen und Schlafen, die Art, sich zu waschen und zu kämmen, seine Kleider aufzuwaschen, das Bett zu lüften, vernünftige Bahnpflege wie überhaupt die gesamte Körperpflege, Sport und Spiel, gesunde Ernährung — alles das wird in diesem Buch behandelt. Auf der einen Seite wird in drolligen Bildern und Gebilden gezeigt, wie es die Schlacks machen, wie Kinder unglücklich, allen Krankheiten ausgelegt sind, und wie unvernünftig sie ernährt werden können. Auf der gegenüberliegenden Seite aber treten zwei Kinder auf, die „Topp“ sind und den anderen zeigen, wie man schon von klein auf für sich sorgen und vernünftige Körperpflege treiben kann, ohne daß dazu Gelbmittel nötig sind. Es geht nur etwas Nachdenken und Selbstziplin dazu. Dies alles in den Kindern zu wecken und ihnen dabei Stunden fröhlicher Unterhaltung zu gewähren, ist der Zweck des hübschen Buches, das für Sechsjährige bis Reife jugendliche bestimmt ist und auch den Vätern und Müttern für die Erziehung geben will.

Eine Art Fortsetzung von „Topp und Schlacks“ ist das im gleichen Verlag erschienene Buch „Ans Sonnenland“. Es ist für Elf- bis Fünfzehnjährige bestimmt und ganz der Abenteuerlust und dem Erlebnisstreben dieser Altersstufe angepaßt. Auch dieses Buch will ein hygienischer und medizinischer Ratgeber für Jugendliche sein. Es geht an keiner

Frage, die für die Entwicklung jugendlicher Menschen von Bedeutung ist, vorüber: Die Wohnungsnot unserer Gegenwart wird aufgezeigt, der Gedanke der modernen Siedlung wird aufgegriffen. In diesem Rahmen wird gezeigt, wie ein junger Mensch leben muß, wenn er gesund und lebensfähig bleiben will. Körperpflege, Ernährung, Sport, Arbeitsweise und Krankheitsarten werden mit den Jugendlichen in dezent, aber klarer, unumwundener Weise durchgesprochen. Auch dieses Buch ist alles andere als lehrhaft. Alle diese Fragen werden nämlich, gemütsmäßig ohne daß es der Leser merkt, in Form einer spannenden Erzählung behandelt. Niemals wird die Absicht des Buches unterstrichen, sondern die Handlung fließt mühelos, natürlich dahin und zieht die Lesenden in ihren Bann. Die Kinder eines Krates verleben mit den Kindern einer armen Familie einige Wochen auf dem Lande und lernen dort alles, was sie beachten müssen, wenn sie nun mit ihren Eltern selbst ein kleines Siedlungsbau beziehen. Es ist sehr erfreulich, daß sich das Buch nicht auf Fragen individueller Art beschränkt,

sondern das Leben der Heranwachsenden im Rahmen der großen sozialen Probleme — Wohnung, Siedlung, Arbeitsfrage u. a. — behandelt. Der Titel des Buches — „Ans Sonnenland“, ein Führer zu frohem, gesundem Leben für unsere Jugend, von Willibald Ullrich (Verlag des Deutschen Hygiene-Museums, Dresden) — sagt nicht zu viel. Es ist wirklich ein sonniges, fröhliches Buch, voll Optimismus, Gesundheit und Jugendfrische. Vielleicht darf man diese beiden Bücher an den Anfang einer neuen Jugendliteratur setzen, die Unterhaltendes und Wissenswertes in einer neuen, Leben und Weltanschauung der jungen, heranwachsenden Generation umfassenden Weise miteinander verbindet, und die ebenso weit von der früheren moralisierenden Art wie von nüchternen Lehrhaftigkeit entfernt ist. Auch fehlt uns gerade auf hygienischen und medizinischen Gebieten preiswert, spannend geschriebene Jugendliteratur, die den Bedürfnissen der Millionen von Kindern gerecht wird, denen das Elternhaus nicht nur materiell, sondern auch geistig nichts bieten kann. Hier einen ersten Schritt getan zu haben, um diese Lücke auszufüllen, ist das Verdienst der beiden vorliegenden Veröffentlichungen. Dr. M.

zum frühen Morgen. Junge Frauen dürfen sich nicht am Tanze beteiligen; man würde ihre Männer bedauern, wenn sie betrogen wären. Bis der letzte Gast das Haus verlassen hat, muß die Mutter eine lächelnde Miene zur Schau tragen; dann erst darf sie sich ihrem Scherze hingeben. Recht eigenartige Totenbräuche findet man heute noch bei wilden Völkern. Wenn bei den Agoroten auf den Philippinen die Teilnehmer an der Totenfeier sich verlammet haben, so bekommen alle Männer eine gehörige Anzahl Hiebe verabreicht, damit sie, ebenso wie die Hinterbliebenen des Toten, von schmerzlichen Gefühlen befreit sind. — Die Eingeborenen von Liberia tragen als Zeichen der Trauer an den Armen Ringe aus getrocknetem Gras und auf dem Kopfe einen Grasfranz. Ernst Edgar Reimerdes.

Spiritistische Sitzung

Totfried, du bist heute abend wieder mal so ein richtiger fauler Nas — warum kloppste denn nicht, du Auber! — So ist er nämlich, meine Herrens, hinterfaul, is er, aber manchmal, sag' id Ihnen, wird er ganz wild. Na, mach' nicht, ma wer'n schon kriegen. Also noch mal, meine Herrens, feste uff'n Tisch drücken und so ganz uff det Seiterhafte pfeifen!

Ein halbes Duzend feinerer Intellektuellenhände stützt sich in gespannter Erwartung auf den wackeligen Tisch in der ehemaligen Deportiertenzelle von Trial Bay, wo der Komplexhüter Zetterjahn einem erlesenen Kreise von internierter Austral-Deutscher seinen Spezialgeist Gottfried vorführt. „Tod“ macht der wackelige Tisch. „Was is denn nu wieder los, Totfried?“ brüllt der Schuster. „Du befindest dir hier in eine seilbete Gesellschaft. Bistste antworten, frage id dir. — Manchmal hat det Was seine Waden. Na, ma wer'n schon sehn: feste, meine Herrens, ganz uff det Seiterhafte!“

„Tod, tod“, wackelt der Tisch. „Jeweimal, also nee, du wilst nich. Na, da laufe mir doch der Affel! Sehn Se, meine Herrens, is'n boshafte Auber! — Totfried, antworten jollste... feste, meine Herrens: nu aber ganz uff det Seiterhaftigkeit!“ (Es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren, weil der Geist Totfried mir leid tut: vielleicht grout er sich ganz einfach vor uns.)

„Rumbum“ macht der wackelige Tisch. „Sehn Se, meine Herrens, also wütend is der Totfried. Aee, wat hab id schon for Weter gehabt mit den! Einmal in Berlin, als id so een Kleenet, molliget Schmiden hatte — Paula hieft is und war in de Konfektion — da war det Auber doch so eiferlich; da schmeißt er mir uff einmal den Tisch um... und als id mir mit Paula uff'n Schoß setzen wil, zieht er mir doch den Stuhl weg. Sa, moll, so is er. Schämten jollste dir, Totfried, und nu antwort! Feste, meine Herrens, ganz uff det Seiterhaftigkeit! Mir fällt es immer schwerer, mich zu konzentrieren... du lieber Gott, häit man denn Geister wie Hunde?“

Rumbumrumbum wackelt der Tisch. „Aa bin platt, meine Herrens.“ Schreit Zetterjahn, „weil hier ener mang die hochverehrte Gesellschaft mang is, der mit'n Totfried nicht zu tun haben wil.“ — Ich werde rausgeschmissen und habe nachher eine Abhandlung über Geistererscheinung geschrieben. Heinrich Hemmer.

Seltsame Totenbräuche

Trotz neuerlicher Einflüsse haben sich bis auf die Gegenwart bei manchen Völkern noch seltsame Totenbräuche erhalten, die auf jahrhundertalten Überlieferungen beruhen. Heidenische Ursprünge ist die in Rußland verbreitete Sitte, am Totenfest, das hier in die warme Jahreszeit fällt, auf den Gräbern Gastmähler zu veranstalten. Zu diesem Zwecke werden Speisen und Getränke nach den Friedhöfen gebracht, wo man, wenn es der Platz erlaubt, unmittelbar neben der Grub Erde und Stühle aufstellt und ein regelrechtes Gelage abhält. Fehlt der nötige Raum so breitet man ein Tafeltuch direkt über dem Größigen aus und stellt die Speisen darauf. Arme Leute begnügen sich mit Brot und Tee, die in dem mitgebracht, oft recht umfangreichen Samowar, der bekannten russischen Teemaschine, auf dem Friedhofe zubereitet wird. Bei keinem Totenmahle fehlt die Kutia, ein aus Reis, Milch und Honig hergestelltes Gericht, das mit Rosinen in Kreuzform verzert wird. Wohlhabende Leute bringen die auserlesenen Delikatessen mit auf den Friedhof. Dazu trinken sie außer dem üblichen Tee auch Wodka, und zwar bisweilen in solchen Mengen, daß ungedacht der ersten Umgebung, nicht selten eine recht lustige Stimmung aufkommt.

Aus Angst vor dem Geiste des Verstorbenen erzeigen viele Völker bis auf den heutigen Tag bei Todesfällen seltsame Abwehrmaßnahmen. Im den Geist irrezuführen, schafft man in Irland den Sarg vielfach nicht zur Erde, sondern aus dem Fenster hinaus; man trägt ihn auch wohl, bevor man ihn nach dem Friedhof bringt, mehrere Male um das Haus herum. Zum gleichen Zwecke verändert man das Äußere des Hauses durch Abmalen oder durch einen neuen Anstrich. Diefen Brauch findet man auch bei wilden Völkern, wo die Behandlung des Verstorbenen, ja, bisweilen sogar das ganze Dorf, mit einer anderen Farbe angefrischen wird. In Deutschland pflegt man häufig aus Furcht vor der Wiederkehr des

Toten als „Geispest“, bei einem Sterbefalle sofort die Fenster zu schließen und die Spiegel zu verhängen.

Eine besondere Art, kein Beileid bei einem Todesfall auszudrücken, hat man gegenwärtig noch in dem schweizerischen Städtchen Murtten, bestrahlt durch die Schlacht gegen Karl den Kühnen im Jahre 1476. Am Begräbnistage wird neben der Tür des Trauerhauses auf einem schwarzen, herabhängenden Tische eine schwarze, mit silbernen Ornamenten verzierte Urne aufgestellt, an der die Polizei eine Karte mit Namen, Geburts- und Sterbedatum der betreffenden Person befestigt. Wer sein Beileid ausdrücken und gleichzeitig seine Teilnahme am Begräbnis anzeigen will, der wirft durch einen Schlitze einen Zettel mit seinem Namen. Am 1 Uhr leert der Totengräber die Urne und überbringt in einem Korbe den Inhalt den Hinterbliebenen, worfür er ein Geldechent bekommt. Sichert in Murtten ein Kind, so haben die Schwestern der dortigen Rabattenanstalt die Pflicht, den Sarg nach dem Friedhofe zu befördern. Während vier Rabatten ihn tragen, geht ein fünfter mit einem schwarzen Schmel hinterher, auf den die schwere Last bisweilen abgelegt wird.

Auf merkwürdige Weise pflegt man in den Provinzen Argentiniens (nicht in Buenos Aires) Kinder zu betrauern. Ist der Todesfall eingetreten, so wird die kleine Leiche mit Bändern, Spiken usw. möglichst fein herausgeputzt und alles mit Blumen geschmückt. Wohlriechende Kerzen in silbernen Leuchtern werden entzündet und Getränke in genügender Menge herbeigeführt, denn es gilt, ein „lustiges“ Fest zu feiern weil das verlorbene Kind ein „Engel“ geworden ist und Befreiung von der Verdammnis und Befreiung ein, von der Mutter, die weißhaftig neben der Leiche sitzt, mit lächelndem Gesicht empfangen. Nun wird getrunken und getanzt bis

Harolds gesunder Menschenverstand sagte ihm, daß Leute, über denen ein Todesprozess schwebt, sich kaum dort aufhalten dürften, wo bereits Alarm geschlagen wurde. Er behielt auch nach all den Aufregungen klaren Kopf.

„Das glaube ich kaum“, sagte er und stieg die Treppe hinunter, die andern folgten ihm in gewissen Abständen.

Er taufete in der Halle nach dem Schalter und drehte das Licht an. Ja, wahrhaftig, die Haustür stand offen und ebenso die Tür in das Wohnzimmer. Er ging hinein, drehte auch hier das Licht an, konnte aber außer ein oder zwei verschobenen Stühlen auf den ersten Blick nichts Auffallendes wahrnehmen. „Sie sind schon fort“, sagte Danvers dicht an seiner Seite. „Fehlt etwas?“

Nein, es fehlte nichts, zumindest nichts, was Frau Pound im ersten Augenblick feststellen konnte. Die Böffel und der silberne Teetopf waren immer noch auf der Kredenz. „Man sollte doch einen Schuhmann holen“, sagte Maris, und Puddingtopf wandte sich um, diesen Vorschlag auszuführen.

Aber das viele Licht und die offene Haustür hatten bereits einen Konstabler an das Gartentor gelockt. Ein halbes Duzend Menschen redete aufgeregt auf ihn ein, und er kam in das Haus, um sich die Sache näher anzusehen. Er ging gleich auf das Fenster vorn zu und hatte auch schon gefunden, was er suchte. In der Scheibe befand sich dicht neben dem Riegel ein zwei Zoll breites, sauber ausgeschmittenes Loch. Allem Anschein nach war jemand in den Vorgarten geklettert, hatte, geschützt durch das Gerüst, das Loch geschritten, den Riegel aufgemacht, das Fenster geöffnet und war hineingestiegen. Dann hatte er noch die Haustür von innen aufgesperrt und sie angelehnt, um sich einen plötzlichen Rückzug zu sichern, und darauf war er geradeswegs die Treppe hinaufgegangen. (Fortsetzung folgt.)

Die verheerliche Woche

ROMAN von C.F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Kasar Nachl. Verlag, Berlin.

(28. Fortsetzung.)

Unten fauste er in eine weiche und allem Anschein nach menschliche Materie hinein, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß der Fremde nun schon zum zweitenmal in fünf Sekunden zu Boden purzelte. Harold prallte von ihm ab und mit Getöse in jemand anders hinein; der Körper teil, der es bei ihm am eiligsten hatte, war sein rechtes Knie, und Harold fühlte, wie es mit einer befriedigenden Wucht in ein ganz weiches Stück der anatomischen Beschaffenheit seines Gegners versank. Ein Grinsen und ein geradeszu erpöndes Schnauben — für Harolds Ohren klang es wie Musik. Er umklammerte den atemlosen Fremden und suchte wie wütend nach seinen Handgelenken.

Puddingtopf war oben gelinde erstaunt gewesen, als er Harolds Schlachtruf hörte und ihn gleich darauf so wild ins Treffen gehen sah. Nach der ersten Lebererfassung aber billigte er nur diese heftige Dffenfioe, das paßte gerade zu seinen kriegerischen Gelüsten, und Harolds Beispiel wirkte ansteckend. Mit einem Berzerterschei stürzte auch er Hals über Kopf die Treppe hinunter.

Unten schien er mit dem Manne zusammenzustößen, den Harold zuerst über den Haufen gerannt hatte; der Unglückliche wurde nun zum drittenmal zu Boden geschleudert, wobei Puddingtopf mit nicht unterdrücklicher Gewalt gerade auf ihn fiel. Sie begannen sofort zu ringen und rollten, wie sie sich so übereinanderwälzten. Harold und dem anderen Manne zwischen die Beine, so daß diese beiden mit einem Krach gerade auf die Eimer fielen. Eben in diesem Augenblick war es Harold gelungen, die Rechte seines

Feindes, die, ganz wie er erwartet hatte, eine Pistole hielt, zu umklammern. Die Finger des Gegners lösten sich unter Harolds krampfhaftem Druck und im Schreden über den Fall, so daß die Waffe, bevor sie noch ganz am Boden lagen, in Harolds sicherem Besitz war.

Aber noch ehe der Kampf so weit gediehen war, hatten sich auch in den anderen Zimmern immer mehr Lebenszeichen fundgetan. Die Leute erschienen von den Schlafzimmertüren, und aus den Türen heraus fielen Lichtschreien, aber noch hatte niemand die Geistesgegenwart, das Licht auf den Korridoren anzubrennen. Die beiden Fremden kämpften immer rasender, Harold fühlte, wie sein Feind sich seinem Griff entwand — und er ließ ihn nur zu gern laufen. Auch Puddingtopfs Opfer hatte sich losgerissen — und er konnte ihn nicht aufhalten. In dem matten Licht warf Harold einen Blick auf ein klassisches, aber gar nicht ablerartiges Profil, gleich darauf hatten die beiden Eindringlinge sich endgültig befreit und waren die Treppe hinuntergesprungen. Sie schienen alle beide die Treppe in einem einzigen Satz zu nehmen. Das Hausort mußte offen stehen, denn sie waren im Nu und ohne Aufenthalt draußen, und Harold, der immer noch am Boden lag, konnte ihre Schritt in der Scaevell-Strasse verhallen hören.

Da stürzte die verblüffte Gesellschaft an den Schlafzimmertüren mit einemmal auf die beiden dahingestreckten Krieger los, und im selben Augenblick begann Harold mit einer krankhaften Schwundigkeit über die Ereignisse nachzudenken. Er hielt eine Pistole bei ihrer Mündung in der Sand, er wußte, daß diese Waffe für die Polizei ein äußerst wertvoller Gegenstand für die Verfolgung der beiden Eindringler sein würde. Und er wußte, daß er gar keine Verfolgung wünschte — ganz im Gegenteil. Er war entschlossen, die Pistole zu unterschlagen, und

das gelang ihm denn auch aufs allerbeste, indem er sie, ehe er wieder auf die Beine trabte, vorn in seine Hosentasche steckte.

Kaum war das geschehen, als jemand das Licht auf dem Korridor antippte und Harold und Puddingtopf von einem Schwarm fragernder und aufgeregter Gesichter umgeben war.

„Was, zum Teufel! treiben Sie denn schon wieder?“ fragte Danvers.

„Ach Gott, ach Gott, ach Gott, was ist denn los?“ fragte Frau Pound. Sonderbarerweise konzentrierte Harold beinahe seine ganze Aufmerksamkeit auf ihr unendlich häßliches Nachhaken und ihren nicht weniger häßlichen Schlafrock; soweit er sonst noch zu denken vermochte, beschäftigte ihn das Problem, wie er eine schwere Pistole daran verhindern sollte, ihm das Hofenbein runterzurufen.

Puddingtopf schaute ganz verbübelt in all die verblüfften Gesichter.

„So waren Sie es also gar nicht?“ fragte er Maris mit schwerer Stimme.

„Ja?“ sagte Maris.

„Ich habe mich nicht mit Ihnen herumgebalgt?“ wiederholte Puddingtopf.

„Aber gar keine Spur. Ich lag im Bett, als der Krawall begann.“

„Dann muß es jemand anders gewesen sein“, sagte Puddingtopf mit unwiderleglicher Logik.

„Jemand rannte zur Haustür hinaus“, riefte sich Emmie nun ein. Sie war vorgetreten, da sie aber überhaupt keinen Schlafrock trug, zog Frau Pound sie sehr mit Recht wieder in den Hintergrund zurück.

„Wir wollen doch mal sehen“, sagte Harold.

„Nein — nein“, kreischte Frau Pound. „Am Ende sind sie noch gar nicht fort.“

„Vielleicht sind sie noch da“, sagte Emmie, und jeder einzelne zuckte ein klein wenig zusammen.